

J. L. CARR



Ein TAG
im SOMMER

DUMONT 

drückte sie in die Lücke zwischen seinen Vorderzähnen. Dann wankte er, noch während er seine Hose hochzerterte und das Hemd hineinstopfte, in das grauenvolle Badezimmer und hasste bereits den vor ihm liegenden Tag.

Ich muss unbedingt vor der Prosser eintreffen, dachte er. Außerdem muss ich noch die Aufsätze korrigieren: Sie wird sie sich bestimmt ansehen wollen. Gott bewahre, dass die Mutter von Thickness heute in der Schule aufkreuzt. Warum habe ich ihn bloß geschlagen? Das hätte nicht sein müssen. Und ausgerechnet auf den Kopf. Warum musste ich das tun? Wenn ich ihn doch wenigstens an einer anderen Stelle geschlagen hätte, dann wäre es nicht weiter schlimm gewesen. Noch dazu, wo ich nicht einmal in der Gewerkschaft bin. Als steckte ich nicht ohnehin schon bis über beide Ohren in Schwierigkeiten! Aber vielleicht hat Thickness es seiner Mutter ja gar nicht erzählt ...

Die Gedanken fuhren Karussell in seinem Kopf, sodass ihm ganz schwindelig wurde.

Ich kann unmöglich so weitermachen. Sonst werde ich noch verrückt. Eine von ihnen muss gehen. Ich kann nicht beide behalten. Georgie gibt mir den Rest. Mit Effie war alles in Ordnung, bis ich was mit Georgie angefangen hab. Sie ist einfach zu leidenschaftlich; sie laugt mich aus. Prosser und sie, die beiden bringen mich noch ins Grab.

Einen Moment lang sonnte er sich in der Vorstellung, wie er, absurd jung, unwiderstehlich gut aussehend, vielleicht etwas konfus, in die Ecke getrieben wurde von drei gierigen Frauen, die sich über ihn beugten und ihm dieses Juwel aus seiner Brust reißen wollten – seine flüchtige Jugend.

Ruskin, dieser Mistkerl, der hat Glück, kann den lieben langen Tag auf seinem Allerwertesten sitzen und muss sich um rein gar nichts Gedanken machen, dachte er missmutig. Seine Vision von den drei Frauen war bereits wieder verblasst.

»Mr Croser, Ihren Bacon habe ich jetzt rausgenommen. Er steht auf dem Tisch. Und ist kalt. Sie müssen sich beeilen. Mr Croser! Mr Croser!«

»Ich komme, ich komm ja schon«, rief er und unterdrückte die in ihm aufwallende Wut, während er grimmig in den stockfleckigen Spiegel starrte; sein langes, blasses Gesicht starrte zurück, und er fragte sich wohl zum zehntausendsten Mal, ob seine Nase nicht ein kleines bisschen zu lang war.

Diese Bude ist grauenhaft, aber wenigstens billig, dachte er grollend, während er sich ein paar Schuppen aus dem Haar kämmte, um es dann mit Brillantine glatt zu streichen. Ruskin, der wird von vorn bis hinten bedient. Man könnte fast meinen, er sei eine Art Gott, dem Wirbel nach, den der alte Drachen um ihn macht.

Er zerrte an seiner Collegekrawatte, bis der Knoten die verschlissene Stelle an seinem Kragen verbarg.

Effie, ich werde mich an Effie halten. Ich werde mit ihr von hier weggehen. Und Georgie sage ich, dass es vorbei ist. Dann mache ich mit Effie Nägel mit Köpfen. Und der Prosser werde ich Honig ums Maul schmieren, damit sie mich mein Probejahr bestehen lässt. Dann suche ich mir eine andere Stelle und gehe mit Eff von diesem drögen Kaff weg

an einen Ort, wo wir *leben* können.

Er stapfte die Treppe hinab.

Sich mit der Prosser gut stellen, dachte er aufgewühlt ... Wer kriegt das schon hin?

Vor sich hin brütend schlang er sein Frühstück hinunter. Schließlich schob er die Teekanne zurück, startete angewidert den Stapel unkorrigierter Aufsätze an und wünschte, er wäre am Donnerstagabend zu Hause geblieben, um sie durchzusehen. *Die Lebensgeschichte eines Pennys*. Zur Hölle damit! Was hatte er sich bloß dabei gedacht, als er ausgerechnet dieses Thema ausgesucht hatte! Wie trist und trostlos ihm dieser Titel an diesem strahlenden Morgen vorkam, und doch hatte jedes Kind penibel das wechselhafte Schicksal einer Münze beschrieben: »*Ich wurde in einer großen Fabrik mit dem Namen Münzanstalt geboren ...*« – »*Meine Mutter war eine Maschine. Sie hatte noch viele andere Kinder ...*« – »*Ich hatte lauter braungesichtige Brüder ...*« Und so weiter und so fort, wobei die skrupellos intelligenten Kinder ihre Geschichte mit einem herzerweichenden Ende gekrönt hatten, während die dümmen unter ihnen, niedergeschmettert von der offensichtlichen Unverwüstlichkeit von Geld, mitten in einem unverständlichen Satz auf der dritten Seite in Sprachlosigkeit getaumelt waren.

Während er mit dem roten Stift mechanisch über die Seiten stocherte und hier einen vergessenen Großbuchstaben umkringelte und dort einem nicht enden wollenden Satz Einhalt gebot, dachte er an Effie und die letzte Nacht mit ihr in den Büschen am Mühlenteich. Er sinnierte über ihre drallen Schenkel und den befremdlichen Schweißgeruch, der ihr anhaftete, darüber, wie sie in seinen Armen erschlaffte, sobald ihr ihre Begegnung zu heftig wurde, und über die Tatsache, dass so manchem Autor das Prädikat »großartig« angeheftet wurde, obwohl er allenfalls mittelmäßig war. Er fragte sich, ob es dumm von ihm war, die Hochzeit aufzuschieben, bis sie genug Geld für die Anzahlung einer Hypothek angespart hätten, um eine Doppelhaushälfte zu kaufen.

Schließlich könnten sie sich auch auf die Warteliste für eines der günstigen, staatlich geförderten Reihenhäuser setzen lassen; einer der Bankangestellten hatte auch eines bezogen (wobei man wissen musste, dass er aus Wales stammte). Er stellte sich Effie in einem Crêpe-de-Chine-Nachthemd in einem großen Doppelbett vor, einem mit ausladendem ovalen Rahmen und einem bauschigen Plumeau aus Kunstseide, während er sich gemächlich vor einem Gaskaminfeuer auszog und ein paar Boxübungen und Finten vor der verspiegelten Wand machte.

[»*Ich wurde von einer großen Maschine zusammen mit vielen anderen Pennys geboren, die alle in eine Wanne rasselten, und ein Mann sagte: Bringt diese Wanne mit den Münzen zur Bank ...*«]

Wie wunderbar, herrlich, großartig es wäre, samstagabends früh zu Bett zu gehen und am Sonntag, nachdem er ausgiebig ausgeschlafen hätte, aufzuwachen, während sich Effie mit einer Tasse Tee und den *News of the World* über ihn beugte, ihm eine Zigarette ansteckte und zu ihm sagte: »Und, was kann ich noch für dich tun, Liebster?«

Am gestrigen Abend war ihm ein schlecht ausgebessertes Loch in ihren Nylonstrümpfen aufgefallen. Wenn sie erst einmal verheiratet waren, würde er ihr verbieten, ausgebesserte Nylonstrümpfe zu tragen, außer bei der Hausarbeit. Und schlaff sitzen durften die Strümpfe auch nicht, sie müsste schon darauf achten, dass ihre Strumpfbänder straff waren. Und sie müsste sich Stöckelschuhe mit höheren Absätzen kaufen. Er umkringelte lustlos ein kleingeschriebenes »C« in dem Wort »Constantinople« und strich »Misson« aus und schrieb »Mission« darüber, ehe er die Arbeit nachsichtig mit »Ausgezeichnet« bewertete.

Die heißen Strahlen der Misonne, die ihm auf den Kopf schienen, ließen seine Fantasie erneut auf Abwege geraten. Und die andere? Georgie? Seine Niedergeschlagenheit von vorhin hatte sich verflüchtigt und einem verheißungsvollen Optimismus Platz gemacht. Konnte er die Wonnen der Liebe nicht doch doppelt genießen? Mit Eff im Ehebett in ihrem staatlich geförderten Reihenhaus und mit Georgie einmal in der Woche in ihrem Wagen? Seine komplexe Persönlichkeit brauchte nun mal Abwechslung. Aber könnte er den Ansprüchen dieser beiden leidenschaftlichen Frauen genügen? Vielleicht schon, wenn er anfang, rohes Eigelb zu schlürfen und sich nach dem Mittagessen zwanzig Minuten lang auszuruhen oder die Anweisungen der Prosser zu ignorieren und sich während des Unterrichts setzte. Er fand diese Herausforderung verlockend.

Er fuhr mit dem Finger an der Innenseite seines Schenkels entlang und nickte vehement. »Es ist machbar«, murmelte er zuversichtlich. »Ich bin sicher, ich schaffe es.«

Er hörte die Rollstuhlräder von Herbert Ruskin über den Boden im Zimmer unter seinem schleifen und empfand ausnahmsweise einmal Mitleid mit ihm.

MISS ADELA PROSSER, die Rektorin der Church of England School in Minden (eine noch nicht reformierte Hauptschule alten Typs), streifte sich ihre Wollstrümpfe über und machte dann ihr Bett. Obwohl nur in der Mitte die Andeutung einer Kuhle zu erkennen war, in der sie die ganze Nacht über reglos wie eine mittelalterliche Grabplastik gelegen hatte, straffte sie penibel das Laken und traktierte das Federbett mit beidhändigen Fausthieben, während sie es halb umrundete. Ihre Nerven waren an diesem Morgen zum Zerreißen gespannt.

Als alles wieder straff und stramm war, spähte sie durch den Vorhangspalt auf die Straße hinab und zu dem halb hinter Bäumen versteckten Haus auf der gegenüberliegenden Seite hinüber und zog die schweren Plüschvorhänge erst zurück, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand von den Bellengers am Fenster stand. Falls sie bemerkt hatte, was für ein strahlend schöner Tag es war, ließ sie sich nichts anmerken.

Ihre ältere Schwester saß bereits im Esszimmer und wartete mit demonstrativer Geduld darauf, zum Zeichen ihres Missfallens heftig mit dem Teelöffel in ihrem Tee rühren zu können. Sie hatte den Rocksäum bis über ihre dicken Knie gezogen, nachdem sie zuvor den untersten Knopf gelöst hatte, um die Wärme des elektrischen Kaminfeuers voll auszukosten.

»Lydia, Liebste, ich habe dich doch schon so oft gebeten, nicht auf mich zu warten«, sagte Miss Prosser. »Es macht mir wirklich nichts aus, wenn das Toastbrot kalt ist. Im Gegenteil, ich ziehe es kalt vor. Wirklich. Das weißt du doch. Bitte warte also in Zukunft nicht mehr auf mich.«

Ihre Schwester antwortete nicht. Stattdessen nahm sie beide Teehauben von der Stahlkanne und goss zwei Tassen ein.

»Ein Teelöffel; nein, eineinviertel! Deine Nerven sind angespannt; das kann ich an deiner Stimme hören. Also gebe ich dir ein kleines bisschen mehr als einen.«

»Mit meinen Nerven ist alles in Ordnung, Lydia, und ich möchte bitte nur einen Teelöffel voll wie immer, danke.«

Die ältere Schwester lächelte wissend und gab einen Teelöffel und eine weitere Löffelspitze voll Zucker in ihre Tasse.

»Also hast du schon wieder nicht gut geschlafen?«, fragte sie, wobei ihr Tonfall keineswegs besorgt klang.

»Ich habe hervorragend geschlafen. Wie kommst du darauf, ich hätte schlecht geschlafen?«

»Heute ist Kirchweih, und ich weiß, wie sehr dir das zusetzt. Ist doch jedes Jahr das Gleiche. Da sind deine Nerven immer besonders angespannt. Wobei ich mich wundere, dass du inzwischen nicht darüber hinweggekommen bist.«

Diesmal antwortete Miss Prosser nicht.

»Wie die Jahre dahinfliegen«, fuhr ihre Schwester fort. »Ich bin schon fünfundfünfzig und du bist zweiundfünfzig. Ja, du bist jetzt schon seit zweiundzwanzig Jahren Schullektorin. Du meine Güte! Seit zweiundzwanzig Jahren! Viel zu lange schon. In Anbetracht deiner Intelligenz. Du hättest Karriere machen und Schulinspektorin werden sollen oder welche Position auch immer über deiner ist.«

»Du weißt ganz genau, warum ich hiergeblieben bin – wegen Mutter und Vater.«

»Ach herrje, aber warum denn? Schließlich war ich doch hier. Ich hätte mich ebenso gut um sie kümmern können.«

Miss Prosser rührte in ihrem Tee. »Lydia, wir haben doch schon zigmal darüber gesprochen. Du weißt ganz genau, warum. Wieso musst du immer wieder davon anfangen?«

»Ach, das Pflichtgefühl in Person! Hört sie euch an! ›Wegen Mutter und Vater!‹ Unsere Miss Großherzigkeit! Wir wissen doch beide, warum du hier hängen geblieben bist. Ich bin schließlich auch nicht von vorgestern, Schwesterherz.«

Miss Prosser ging nicht darauf ein, sondern sagte stattdessen: »Wir hängen nun mal aneinander. Ich habe es für ihn getan. Vater wurde im Alter zusehends einsamer, und nachdem Mutter gestorben war ... Nun, müssen wir all das wieder durchkauen? Können wir zur Abwechslung nicht ein Mal von etwas anderem reden, statt immer nur davon, was war und hätte sein können? Müssen wir immerzu von der Vergangenheit sprechen? Wir

sind beide nicht mehr jung, und die Zukunft schrumpft zusehends. Was vorbei ist, ist vorbei. Wir können es nicht wieder zurückholen.«

Ihre Stimmen wurden immer lauter, aber keine der Schwestern hörte auf die andere.

»Wenn wir nicht über unsere Eltern sprechen können, worüber sollen wir bitte schön denn sonst reden, hm? Sag es mir! Worüber denn?«

[Diese geröteten Augen, das blasse Gesicht, das dünne graue Haar, das Zimmer wie ein altes Foto: das Buffet, der mottenstichige Läufer, die Kohlenschütte, das pompöse Ticken der Marmoruhr ...

Worüber können wir reden? Worüber *können* wir reden? Stimmt, worüber eigentlich? Wir leben hier zusammen, in diesem kalten Haus, eingesperrt von unseren Erinnerungen an die Vergangenheit. Wir leben in diesem Haus zusammen, weil wir hier als kleine Mädchen aufgewachsen sind. Wir leben hier zusammen und hassen uns und die Vergangenheit. Und die Gegenwart. Und fürchten die Zukunft.

Das ist nicht das Leben, das wir uns erhofft haben. So haben wir es uns nicht vorgestellt. Was soll nur aus uns werden? Was sollen wir nur tun? Was können wir tun?

Wir werden bis zu unserem Tod hier zusammen wohnen, so wie unsere Eltern. Und worüber können wir reden? Jedenfalls nicht über das, was wir denken, darüber jedenfalls nicht.]

NICK BELLENGER STAND etwas weiter unten am Flussufer, an der Innenseite einer Biegung, wo das Wasser seicht und grasbestanden war und Binsen wuchsen. Er trödelte auf seinem Nachhauseweg, wartete, die Milchflasche unter dem Arm, auf die sich nähernde Karawane der Jahrmarktwagen, lauschte auf das Hufgetrappel und hörte das Wiehern der Pferde auf den Koppeln weiter oben, die sich gegen die Weißdornhecken drängten und neugierig verfolgten, wie ihre Artgenossen die staubige Straße entlanggetrottet kamen. Die Lastwagen mit den schweren Geräten und den Jahrmarktständen würden etwas später eintreffen.

Den vordersten Wagen führte der Jahrmarktbetreiber an. Der Junge erkannte ihn an der hohen Melone auf seinem Kopf und daran, dass alle vier Knöpfe seiner Cordjacke zugeknöpft waren, dass er weder einen Kragen noch eine Krawatte trug, sondern einen dunkelgrünen Seidenschal um den Hals, dessen Enden sich vorn kreuzten und straff unter die Achseln gezogen waren.

Der alte Mann bemerkte den Jungen. Um seine Augen herum war die Haut runzelig. Er nickte ihm feierlich zu. Der Junge lächelte. Seine großen dunklen Augen weiteten sich vor Freude. Die Kirchweihleute hielten Einzug, und das dort war der Besitzer der Buden und Fahrgeschäfte! Einen Moment lang vergaß er seinen kranken Vater und das nunmehr abweisende Haus, seine diffusen Ängste.

Das hier waren die Jahrmarktwagen, und er war der Erste, der sie gesehen hatte.